

Vom Bart des Christkinds



*Georg Dreißig:
Als Weihnachten
beinahe ausgefal-
len wäre. 184 S.,
geb. EUR 12,30.
Verlag Urachhaus,
Stuttgart 2005*

Warum hat das Christkind eigentlich keinen Bart, wo es doch schon so viele Jahre lang immer wieder auf die Erde kommt? Bleibt ein Regentropfen ein Regentropfen, auch wenn er ins Meer gespült wird oder in einer Wolke dahinschwebt? Wir Erwachsene müssen uns wohl erst einmal wieder gründlich die Augen auswaschen, damit wir für solche Kinderfragen offen sind. Sie entführen uns in eine besondere Sphäre, in der sich Erdennot und Himmels Herrlichkeit durchdringen, Erlebnisse über die Nachtschwelle in den Tag hinüberreichen und das Übersinnliche mit Gewissheit zum Leben gehört. Ob das Himmelsbrot als Rettung für die kranke Schwester geholt werden muss, ob Maria den Engel des Todes kennenlernt, ob sich zwei Jungen aus dem Rauhen Haus anfreunden oder ein Vater nach langen Jahren seinen Sohn findet – immer wieder geschieht das Wunderbare, dass etwas Neues geboren wird und Licht und Wärme einziehen. Die märchenhafte, an Selma Lagerlöf erinnernde Sprache dieser Weihnachtsgeschichten erreicht unmittelbar die Mitte des Menschen, klopft am Herzen an und dort ist auch der richtige Platz für diese Bilder. Kinder und Erwachsene begegnen sich beim Zuhören auf der gleichen Ebene, der der Lebenskräfte, und dürfen sich dort mit Himmelsbrot satt essen. Einige der Geschichten sind bereits an ande-

rer Stelle veröffentlicht worden und in diesem Buch neu zusammengestellt, ohne etwas von ihrer besonderen Qualität zu verlieren. Und wenn beim Augenauswaschen die Seiten wellig werden, macht das gar nichts.

Damit es auch dieses Jahr wieder Weihnachten werden kann: diese Geschichtensammlung spricht die ganze Familie an und eignet sich für Kinder ab sechs Jahren.

Ulrike Schmoller

Ohnmacht und Erlösung



*Ruth Ewertowski:
Das Opfer. Zwi-
schen Schicksals-
schlag und heiliger
Handlung. 128 S.,
kart. mit 13 Abb.,
EUR 14,90. Verlag
Urachhaus, Stutt-
gart 2005*

Es gibt Bücher, die zum richtigen Zeitpunkt erscheinen. Ruth Ewertowskis fundamentale Aufsatzsammlung über das paradoxe Wesen des Opfers gehört zweifellos dazu, obwohl einzelne Arbeiten daraus bereits in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht wurden.

Gerade die Form der in unterschiedliche Aspekte aufgegliederten Teile des Buches verleiht der Spannweite des Themas zwischen Opfer-Werden und Opfer-Bringen einen angemessenen Rahmen. Das Opfer eines Übergriffes von außen und die in innerer Freiheit begangene Opfertat haben auf den ersten Blick nicht viel mehr miteinander zu tun als den in der deutschen Sprache gegebenen Gleichklang des Wortes Opfer. Es gelingt der Autorin jedoch, mit Feingefühl und behutsamer Begriffsklärung, einen Weg herauszuar-



beiten, der von der Ohnmacht des Geopfer-ten zur schöpferischen Kraft des Opfernden führen kann. Dabei greift sie mit originellem künstlerischen Gespür auf Beispiele aus Lite-ratur und Malerei zurück und bezieht frühere und aktuelle Veröffentlichungen zum Thema in ihre Studie ein.

Warum ist dieses Buch so aktuell? Das Grau-en, das uns im neuen Jahrtausend durch das Miterleben der vielfachen Opfer von Kata-strophen befällt, eröffnet eine ungewöhnliche religiöse Perspektive: Das Rätsel, vor das uns das ungerechte Leiden und Sterben derjeni-gen stellt, die durch Gewalt von Menschen oder Naturgewalten in ihrer Existenz bedroht und vernichtet werden, erzeugt selbst im Zu-schauen Ohnmacht. Es ist auch die Ohnmacht des religiösen Menschen, der vor der Ein-sicht in die Haltung Gottes gegenüber dem ungerecht erscheinenden Unheil kapitulieren muss. Ruth Ewertowski macht ihren Lesern Mut, diese Ratlosigkeit auszuhalten und nicht in den naheliegenden Fehler zu verfallen, dem Unglück der Opfer doch noch irgendeinen Sinn überzustülpen und sie damit dem Miss-brauch auszusetzen. Weiter nimmt sie mutig das Motiv des Opfernden auf, der in der ge-wollten Ohnmacht der Resignation gegenüber dem »Erfolg« seines Handelns einen Raum eröffnet, in den die Erlösung von Gott her ein-treten kann.

Das Buch bietet jedoch weit mehr als theolo-gische und philosophische Erörterungen, die die Autorin im Vorwort mit ihrem vor fünf Jahren erschienenen Judasbuch verbindet. Pädagogisch Tätige werden mindestens in zwei Richtungen von der Lektüre profitieren: Eine Behandlung einzelner Aufsätze im Kunst-, Religions- und Deutschunterricht der Ober-stufe erscheinen ebenso sinnvoll wie die Ver-wendung in der Konferenzarbeit.

Ulrich Meier

Wie ist es, tot zu sein?



*Willi Everding:
Wie ist es, tot zu
sein? Tod und
Trauer in der päd-
agogischen Arbeit
mit Kindern. 114
S., EUR 13,90.
Herder Verlag,
Freiburg 2005*

Wüssten Sie eine Antwort, wenn ein Kinder-gartenkind Sie danach fragt, wie sich die To-ten fühlen? Hoffentlich keine allzu schnelle, die Ihnen und dem Kind erspart, dem Thema Sterben und Tod Raum zu geben.

Für Räume, in denen über Verlust, Trauer und deren Verarbeitung gesprochen und gehandelt werden kann, plädiert Willi Everding mit ei-nem engagierten und praxisorientierten Buch. Zusammen mit dem Religionspädagogen und Ausbilder an einer Fachschule für Sozialpä-dagogik hat ein ganzes Team von Pädagogen und Mediziner unterschiedliche Aspekte des Themas herausgearbeitet und besonders durch gut ausgewählte Erlebnisberichte ihr zentrales Anliegen formuliert: Kinder sollten weder an der Begegnung mit dem Tod als einem Teil des Lebens gehindert, noch mit ihren Emp-findungen angesichts des Lebensendes allein gelassen werden.

Für die pädagogische Arbeit gilt jedoch, eine wichtige Voraussetzung zu beachten: Erwach-sene können nur dann Kindern in der Auseinandersetzung mit Sterben und Tod beistehen, wenn sie selbst immer wieder daran arbeiten, beides zu bejahren: Den Schmerz beim Verlust eines geliebten Menschen und das Heilende der Trauer, die ihre Zeit zum Reifen braucht. Etwas zu kurz kommt mir angesichts der an-sonsten facettenreichen und mit Wiederho-lungen arbeitenden Ausführungen, dass wir

als Pädagogen getrost darauf vertrauen können, die Kinder selbst ihre Formen finden zu lassen, einen zuträglichen Umgang mit dem Umkreis des Sterbens zu gestalten. Allzu oft stehen wir Erwachsene ihnen dabei mit unserer Besorgnis oder einem allzu sicheren Gestaltungswillen im Wege. Ob ein Kind etwa in das Sterbezimmer der Oma gehen möchte oder lieber nicht, ob es bei der Feier auf dem Friedhof dabei sein möchte oder lieber in der gleichen Zeit zu Hause mit einem vertrauten Erwachsenen eine Kerze anzünden und reden möchte, gehört nicht angeordnet, sondern in einem freilassenden Gespräch behutsam ausgelotet. Weder verordnetes Traurigsein noch billiger Trost helfen dem Kind, sich selbst im Umgehen mit dem Urthema Tod jeweils neu zu finden.

Erfrischend empfinde ich den wiederholten Appell Everdings, sich dem Einzigartigen jedes Sterbens und jeder Trauer zu stellen. Damit kontrastieren die zum Teil sehr detailliert ausgearbeiteten Vorschläge für den Kindergarten- und Kindertagesstättenalltag, die hoffentlich nicht per Fotokopie als Spickzettel für das Gespräch mit Kindern oder Eltern Verwendung finden. Die zum Teil etwas sehr ausgedacht wirkenden Modellbeispiele kann ich mit dem verständlichen Anliegen eines natürlichen Umgangs mit den genannten Themen nicht recht zusammenbringen.

Besonders im Anhang wird noch ein weiteres Anliegen des Autorenteam deutlich: Mit dem vorliegenden Buch lediglich Anregungen zu geben, sich weiter und auf möglichst vielfältige Weise dem in unserer Gesellschaft immer noch tabuisierten Todesthema anzunähern – in den unterschiedlichen Religionen, Bestattungsgebräuchen, Trauerritten und nicht zuletzt durch eine kommentierte Literaturübersicht zum Thema. *Ulrich Meier*

In den Schuhen der Kinder



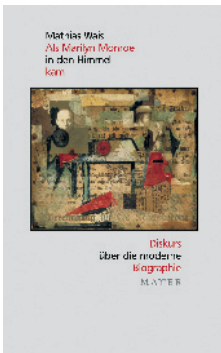
*Johanna Graf:
Familienteam
– das Miteinander stärken. Das
Geheimnis glücklichen Zusammenlebens. 192 S.,
kart. EUR 9,90.
Herder Spektrum,
Freiburg 2005*

Dieses Buch soll Eltern eine Arbeitsgrundlage bieten, um sich zu einem kompetenten Familienteam zu entwickeln. Schritt für Schritt erhält man als Leser ein Handwerkszeug, um im Miteinander in der Familie mehr Transparenz und Kompetenz zu erhalten. Anhand von lebensnahen Beispielen aus dem Familienalltag entwickelt Johanna Graf mit acht Schritten einen roten Faden hin zu einer besseren Konfliktfähigkeit.

Im besonderen Fokus stehen dabei die Möglichkeiten und Bedürfnisse der Kinder. »Was Kinder wirklich wollen – Kinder brauchen Beachtung und Anerkennung« heißt es in einem Kapitel. In einem weiteren mit dem Titel »Durch die Brille des Kindes sehen, in den Schuhen des Kindes gehen, mit dem Herzen des Kindes fühlen« wird das einfühlsame Zuhören beschrieben. Durch Übungen, die das eigene innere Kind der Eltern mit einbeziehen, wird der Leser angeregt, sich in das Kind hineinzuversetzen, um aus der emotionalen eine soziale Kompetenz zu entwickeln. Hierbei helfen Fragestellungen zur Bewusstwerdung der Situation des Kindes und der eigenen Situation: Seine Welt und meine Welt nennt sie den inneren Dialog, wobei die unterschiedlichen Altersstufen der Kinder und die dementsprechend anderen Erziehungs- und Verständnisvoraussetzungen keine Berücksichtigung finden.

Das Buch ist als ein Arbeitsbuch aufgebaut, was ein wahlweises Kapitellesen ausschließt. Der Leser muss sich den Aufbau der Schritte erarbeiten und sich ein wenig durch ein unruhiges System mit vielen verschiedenen Absätzen, Schriften und Symbolen durcharbeiten. Aber es lohnt sich! *Monika Kiel-Hinrichsen*

Marilyn im Himmel



Mathias Wais: Als Marilyn Monroe in den Himmel kam. Diskurs über die moderne Biographie. 131 S., brosch. EUR 14,80. Verlag Johannes M. Mayer, Stuttgart, Berlin 2005

Ein Diskurs ist ein Gedankenaustausch, ein Wortwechsel. So besteht das schmale Bändchen auch in der Hauptsache aus einem in direkter Rede geführten Gesprächstext zwischen dem Autor und dem Psychotherapeuten Leonard W. Morrison, der sozusagen als Mitautor fungiert.

Es geht – wieder einmal – um die moderne Biographie. Wais ist seit zwei Jahrzehnten Biographieberater. Er greift aktuelle Bezüge aus seiner Beratungspraxis auf, sucht und forscht am Thema Biographie und stößt auf Neues. In seinem letzten Biographie-Buch: *Ich bin, was ich werden könnte* (2001) schrieb er über die Situation des Menschen in einer Lebenskrise. Zu ihrer Bewältigung könne er nicht mehr zurückgreifen auf vergangene Erfahrungen, Lösungsstrategien und Denkgewohnheiten. Der Mensch sei gefordert, sich auf eine ganz neue Situation einzulassen. »Individualität entsteht

in einer Art Gegenbewegung gegen das, was man noch nicht ist.« (S.161)

Dieser Ansatz wird im vorliegenden Buch konsequent fortgeführt. Die Person, die dem Buch den Titel gibt, Marilyn Monroe, zeigt als Extremfall einen Menschen, dessen Individualität völlig verdeckt ist von einem Bild, das die Medien, die Filmindustrie erzeugt haben. Wo bleibt das wahre Ich des Menschen, seine Identität? In einer unkonventionellen Fabel zu Beginn des Buches wird Marilyn Monroe, nach ihrem Tode in die Hölle gelangt, vom Teufel nach einigem Hin und Her aus seinem Reich wieder hinausbefördert, aber auch Gott im Himmel hat anschließend Probleme, sie zu behalten. Sie nehmen keinen personalen Kern an ihr wahr. Verunsichert gründet Gott deshalb eine Kommission unter der Leitung von Erzengel Michael mit der Bezeichnung »Gott sucht den modernen Menschen« oder »Der moderne Mensch sucht Gott«.

Die anschließenden Dialoge zwischen Wais und Morrison – in Rede und Gegenrede gestellt – sind deshalb in ihrer humorvollen Art gut zu lesen, weil Wais den radikalen Part abgibt, der Behauptungen aufstellt, und Morrison aus seinem psychotherapeutischen Erfahrungsbereich dagegenhält, das Thema immer wieder »auf den Boden bringend«. Durch diese Polarität und die immer weiter-schreitende Annäherung der Ansichten wird aber etwas Interessantes herausgearbeitet, vielleicht könnte man dies auch als Geburtsvorgang bezeichnen.

Die Menschen sind heutzutage vielschichtig in sich selbst und ihren Lebenswegen, ihre Lebensläufe nicht mehr gradlinig und vorher-sagbar, vermehrt von Diskontinuitäten, von »Brüchen« im Leben bestimmt. Damit meint Wais Begebnisse, für die der Einzelne nichts kann, sie kommen über ihn wie zum Beispiel die plötzlich eintretende Arbeitslosigkeit aufgrund einer Kündigung oder die aus heiterem Himmel hereinbrechende Trennungsabsicht des Ehepartners. Und sie kommen von außen. Das Ich greift zur Bewältigung immer weniger

auf den Halt tradierter, geschlossener Lebensverhältnisse zurück. Als Belege dafür schildert Wais im Gespräch mit seinem Partner interessante Lebensabrisse mit überraschenden Verläufen. Der eine bleibt unterwegs stecken und fragt sich, wo der Sinn des Lebens geblieben sei. Unter Umständen wird das Leben eines Menschen von zwei Lebenspartnern ganz verschieden beschrieben, auch und verblüffend das einer Mutter durch ihre Kinder. Das Ich entwickelt eine multiple Identität, besteht unter Umständen aus verschiedenen, gar nicht zueinander passenden Rollen.

Wais meint zu beobachten, dass es nicht mehr nur nach Selbstverwirklichung strebende Menschen, die nach ihren Wünschen und Ideen handeln, gibt. Vielmehr verlangen unvorhersehbare Abbrüche und Einschläge im Leben nach einer Öffnung des Ichs für die Umstände und Ereignisse des Lebensaugenblicks. Das Ich sei heute viel mehr außen als innen. Sein Inhalt und Sein liege der Möglichkeit nach in dem, was ihm begegne. Mache es sich dieses zu eigen, so werde dies Teil seines Ichs und seiner Biographie. Gehe es statt dessen daran vorbei, so sei dies ohne Bedeutung für die eigene Persönlichkeit. »So ist das moderne Ich, aus Fähigkeit und aus Notwendigkeit, mit dem Zeitgeschehen verbunden und die so entstehende Biographie geht über den ursprünglichen Schicksalsentwurf hinaus. Die Unabschließbarkeit der modernen Biographie ist das Zukunftskapital unserer Zeit« (S. 123).

Zwischen den Gesprächspassagen gibt es einen Text von Wais, der von den Selbsttäuschungen des Menschen in Bezug auf seine eigene Persönlichkeit handelt, unter anderem von der Technik, die man anwendet, wenn man einen bestimmten Schicksalseinschlag nicht wahrhaben will. Da wird Wais richtig provokant, besonders in der Ausweitung auf den pädagogischen Bereich: Die diagnostische Stigmatisierung der so genannten ADS-Kinder sieht er als Beispiel, wie ein Phänomen, das uns stört, einfach zur Krankheit er-

klärt wird. Andererseits heben wir Dinge, die uns nicht ins Bild passen, auf die Ebene des Mythos; so verwandeln sich dann auffällige, zappelige Kinder in unantastbare »Stern- oder Indigo-Kinder«. Den Text immer wieder unterbrechend finden sich dazu treffende, begütigende Bemerkungen des Mitautors Morrison aus dessen Sicht.

Ein ganz neuer Zug an Menschen ergibt sich für Wais aus seinen Forschungen: sie handeln immer weniger zur Durchsetzung eigener Lebenskonzepte oder zur Abtragung eigener Unerlöstheiten. Vielmehr sind sie bereit und fähig, aus Verantwortung für die heutige Welt anliegende Aufgaben zu ergreifen, auch wenn sie von ihnen nicht gesucht wurden. Mit der interessanten Einschränkung, dass Wais von einer »Resonanz« spricht, einer Art innerer Stimme.

Und von dieser handelt eine Geschichte, mit der das Buch abschließt. Ein kleines Mädchen erzählt seiner Großmutter, was es während einer Flugreise so »hört«, die Stimme eines Engels, der spricht. Aber worüber, will ich Ihnen nicht verraten. Das offene Ende des Buches drückt auch viel von dem Prozess aus, in dem wir uns mit unserer Biographie befinden, von der Suchbewegung. Dazu fühlte ich mich beim Lesen des Buches unmittelbar angeregt: Wo stehe ich eigentlich? Bin ich wirklich ganz allein? Wie nutze ich den Augenblick?

Die Richtung geht anscheinend hin zu einem in viel stärkerem Maße als früher willenshaften Ich. Verantwortung für die Gemeinschaft zu ergreifen, dabei aber von sich selbst abzu- sehen im Dienste der Menschheit – dies ist die zeitgenössische Signatur des Menschen-Ich. Jedenfalls sind wir auf dem Weg dahin.

Frank Dvorschak

Lachen und Weinen



Malte Schuchhardt: Lachen und Weinen – Erzieher der Seele. Humor und Tragik in Kunst und Literatur. 211 S., geb. EUR 20,-. Pädagogische Forschungsstelle beim Bund der Freien Waldorfschulen, Stuttgart 2005.

Beim Lesen der Buchanzeigen dieses Herbstes mag man gestutzt haben: Lachen und Weinen – den Titel habe ich doch schon an anderer Stelle gelesen! Zwei Bücher gleichen Titels – ist das möglich? Ist es nicht. Genaueres Hinschauen zeigte rasch, dass man sich täuschte.

Ein Zufall ist das fast gleichzeitige Erscheinen der beiden Bücher nahezu gleichen Titels, aber ein glücklicher, sehr stimmiger, denn sie gehören aufs Engste zusammen. Zwei Vorträge Rudolf Steiners aus den Jahren 1909 und 1910, »Lachen und Weinen«, herausgegeben vom Rudolf Steiner Verlag, bilden sozusagen den Keim zu den Darstellungen Malte Schuchhardts: Die Fruchtbarkeit anthroposophischen Arbeitens kann anschaulicher nicht in Erscheinung treten. Ein großer, bedeutender Abschnitt des Buches ist diesen beiden Vorträgen, insbesondere dem früheren, gewidmet.

Der Autor, der jahrzehntelang als Waldorfpädagoge Deutsch und Kunstgeschichte in Marburg unterrichtete und – wie sehr bewegend ein Schüleraufsatz zeigt – in Tbilissi noch unterrichtet, der darüber hinaus reiche Erfahrungen hat in der Arbeit mit Studierenden,

berichtet in seinem Vorwort, wie er immer wieder zweifelnden Fragen begegnet, wenn es um die Deutsch-Epochen der 9. Klasse geht: Goethes Biografie und dann noch Schiller? Ist das noch aktuell? Wie kann das Neuntklässler interessieren? Das entspricht doch überhaupt nicht ihrer Welt!

Fragen zukünftiger Lehrer lösten also das Buch aus. Aber nicht nur diesen Lehrern wendet sich der Autor zu: die Dimensionen des Buches gehen über den engen Schulrahmen hinaus, oder besser gesagt, sie geben dem Schulrahmen die Weite, die er hat, die aber leider oft aus dem Blick gerät. Das zeigt die gegenwärtige Diskussion aufs deutlichste.

9. Klasse – wer sitzt heute vor dem Lehrer? Durch sehr verschiedenartige Zeugnisse der Heranwachsenden lässt Schuchhardt Bilder vom inneren Erleben dieser jungen Menschen entstehen. Wie lauten ihre Fragen, die ausgesprochenen, aber vor allem ihre unausgesprochenen? Und was zeigen diese Fragen? Über die Psychologie hinausgehend, entwickelt der Autor aus der Anthropologie Steiners ein umfassendes Verständnis für diese schwierige Lebensphase (die es gemeinsam zu meistern gilt). Wie antwortet der »Stoff« auf diese Fragen? Antwortet er überhaupt? Die Schilderungen über den Gang der Epoche zeigen es: hinreißende, tief bewegende Bilder aus Goethes »Egmont« und Schillers »Don Carlos«, Bilder, in denen der junge Mensch in schützender Distanz sich erkennen kann, ohne unvermittelt zu bemerken, wie sehr es um ihn selbst geht. Es tritt in der Darstellung unmittelbar in Erscheinung, dass das Erzählen ein pädagogisches Mittel ist, auch in dieser Klassenstufe.

Es geht um die Pädagogik des Hinschauens, des Anschauens, des Verstehens des anderen. Das gilt für die bildende Kunst wie für die Sprachkunst. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis zeigt, wie reich das Repertoire der Beispiele ist, ganz besonders in dem Teil, der dann die zweite Deutsch-Epoche der 9. Klasse zum Gegenstand hat: Die Humor-Epoche.

Waren die Szenen aus den beiden Dramen so gewählt, dass Ernst und Tragik erlebt werden konnten, so verführen die folgenden Schilderungen zu herrlichem Lachen. Jeder Oberstufenlehrer, nicht nur der Deutschlehrer, wird sie mit höchstem Gewinn lesen, Gewinn für sich und Gewinn für seinen Unterricht. Denn der Humor steht ja in einem gewissen Spannungsverhältnis zur Unterrichtswirklichkeit einer 9. Klasse.

Malte Schuchhardts Anliegen wird sozusagen handgreiflich: die beiden Epochen, die so genannte Humorepoche und die so genannte Goethe-Schiller-Epoche gehören zusammen. Sie ergänzen sich in ihrer Polarität, sie bilden eine Einheit. Die spannungsreiche Bezogenheit der einen Epoche auf die andere ist die wirklichkeitsgemäße Antwort!

Diese Sicht bereitet der erste Teil des Buches vor. Darin werden die beiden Seelenäußerungen – diese inneren Gebärden gegenüber der Welt – betrachtet in Werken der Raumkunst, in Malerei und Plastik verschiedener Epochen (jeweils mit Abbildungen) – auch hierbei kann man an der Kunst des Beschreibens viel lernen – und in Beispielen aus der Literatur von Homer bis Kafka: eine Phänomenologie des Lachens und des Weinens: Welche Bedeutung haben sie für die menschliche Individualität? Wie können wir verstehen, dass der Mensch zu diesen Äußerungen kommt, zu denen das Tier nicht fähig ist? Ein Tier kann allenfalls grinsen oder heulen.

Der Autor lenkt das durch die Schilderung des Phänomens des Lachens und des Phänomens des Weinens geschärft Bewusstsein auf den Vortrag Steiners vom 27.4.1909. Er legt die darin entwickelten Gedanken dar; darüber hinaus – und das ist eine Besonderheit dieses Buches – gelingt es ihm, durch die Betrachtung der Gedankenführung zu zeigen, wie durch den Weg das Erkennen an Tiefe gewinnt. Nicht nur der Inhalt ist erhellend, die Darstellung selbst erschließt ein größeres, ein wesentlicheres Verständnis.

Und man weiß jetzt, warum Schuchhardt dem

Titel *Lachen und Weinen* hinzufügte: *Erzieher der Seele*. Das ist kein Untertitel, das ist die innere Begründung dieser Arbeit. Es ist ein Buch, das jeden Leser reicher macht, nicht nur die Pädagogen.

Es ist das erste Buch, das den Namen *edition waldorf* trägt – ein guter Auftakt!

Meike Bischoff

Mannsbilder



Ulrich Meier:
Männerwerkstatt.
Nachdenken über
das starke Ge-
schlecht. 128 S.,
kart. EUR 17,50.
Verlag Urachhaus,
Stuttgart 2005

Wo könnte der Mann besser über sich nachdenken als in seiner eigenen Werkstatt?

Wie viele »Mannsbilder« bin ich eigentlich? Bin ich das wirklich oder bin ich nur die Erfüllung einer Rolle, die sich aus mir als Mann, Sohn, Bruder usw. ergibt und die von mir in der Jugend, im Erwachsenenleben oder Alter erwartet wird? Spielt die Region, in der ich in einem männlichen Körper geboren wurde, ebenso eine Rolle wie die Zeit oder der Kulturkreis?

Ulrich Meier beginnt über all das nachzudenken in seinem neuesten Buch *Männerwerkstatt* und stellt in 28 Kapiteln einige Möglichkeiten der männlichen Identität dar. Sie sollen als Anregung für eigene Werkstattbesuche und dankenswerter Weise nicht als Hausaufgabenarbeit verstanden werden. So hebt sich dieses Buch wohltuend vom Genre der Ratgeberlektüren und Lebenshelferleitlinienvergaben ab. In einer Art Selbstgespräch gewährt Meier Einblicke in 28 Mannsbilder, die er – wie er selbst sagt – noch nicht einmal ist.

Da ist zunächst der Blick auf das »Material«. Sieben verschiedene Stadien der biographischen Entfaltung – an denen kein Mann vorbeikommt – werden humorvoll und feinsinnig zugleich angeschaut. Das sind beispielsweise der Sohn, der Junge, der Mann und der Tod. In nachdenklicher Weise führen sie in die eigene, womöglich noch verwaiste Werkstatt.

Nach dem Blick auf das »Material« führt Meier auf vielfältige Art und gleichsam aus jedem Manne bekannter Sicht zur »Ausstattung«. Sozusagen in einem Ausschnitt aus dem großen Repertoire der männlichen Rollen, der sich in diesem Hauptteil widerspiegelt. Vierzehn männliche Möglichkeiten, wie der Schüler, der Künstler, der Vater, der Lebenspartner usw. dienen als Anregung, einen Blick auf seinen eigenen, individuellen Anteil zu werfen, ohne dass ein fahler, fremdbestimmter oder therapeutischer Geschmack aufkommt.

Nach dem »Material« und der »Ausstattung« fehlt noch das »Werkzeug«. Im dritten Werkstattbereich runden sieben Erarbeitungswerkzeuge von Männlichkeit dieses sehr empfehlenswerte Buch ab. Die Intention, die Sexualität, die Spiritualität, die Krankheit ... und nun wird auch deutlich, warum hier ein Werk nicht nur für Männer vorliegt. Meier dazu selbst: »Die Artikel vor den Hauptwörtern in den jeweiligen Überschriften dieses Kapitels sind alle weiblich. Ist dies nur Zufall oder gar ein Hinweis auf die weiblichen Anteile der Männerseele, die am besten dazu geeignet sind, gestaltend an der männlichen Identität zu arbeiten?«

Noch Fragen? Dann ans Werk – es lohnt sich!

York Semmler

Deutsch ist eine starke Sprache



*Dieter E. Zimmer:
Sprache in Zeiten
ihrer Unverbesser-
lichkeit. 367 S., geb.
EUR 23,-. Hoffmann
und Campe, Ham-
burg 2005*

Ist der heutige Sprachwandel von vornherein gleichzusetzen mit einem Sprachverfall? Dieter E. Zimmer berichtet von allgemeinen Sprachveränderungen, wie der Zunahme von Hauptsätzen oder dem Kasusverlust, die bereits mehrere Jahrhunderte andauern. Neue, kürzere Ausdrücke haben Konjunktur. Ausführlich geht er auf PISA und die Ursachen für Deutschlands schlechtes Abschneiden ein. Im Internet recherchierte er über das »Private Alltagsschriftdeutsch«: die Offenbarung eines Sprachdefizits. Auch setzt er sich mit der Wirkung des Fernsehens auf das Leseverhalten auseinander und kommt zu interessanten Ergebnissen. In der Werbung werden neuerdings mit Absicht grammatisch falsche Sätze eingebracht, die unser »intaktes Grammatikverständnis« korrumpieren.

Je längere Sätze ein Schreiber bildet, desto differenzierter denkt er. Zimmer stellt wissenschaftlich fest, was jeder weiß, aber keiner wahrhaben will: dass es angeborene Unterschiede in der sprachlichen Begabung gibt.

Er setzt sich mit dem Sexismusvorwurf der Feministinnen auseinander, deren Bemühungen das »generische Maskulinum« außer Kraft gesetzt haben, das bei Berufsbezeichnungen mit Selbstverständlichkeit die Frauen einschloss. Bei den auf die Spitze getriebenen Beispielen kommen lachlustige Leser auf ihre Kosten. Der öffentlichen Verkrampfung lie-

ge ein Irrtum zugrunde: die Nichtunterscheidung von Ding und Wort. Zimmer bedauert, dass die Medien, die heute der »Motor allen Sprachwandels« sind, ihre Verantwortung kaum kennen.

Genau erläutert er die Hintergründe der Rechtschreibreform. Mit seinem Buch verschafft er sich ein Podium zur Beratung der Rechtschreibkommission. Er hält die Bezeichnung »Rechtschreibreform« für überzogen und bemüht sich, die Argumente ihrer Gegner zu entschärfen. Es seien nur drei Prozent der Wörter betroffen: das »ß« (durch »ss« ersetzt), einige Getrennt- oder Großschreibungen und Zahlenkopplungen. Doch nun fragt man als Leser, ob diese Reform dann unbedingt notwendig war? Folgt man Zimmers Ausführungen, ist man geneigt, es zu bejahen und bedauert, dass die Kleinschreibung der Wörter sich nicht durchsetzen konnte, obwohl schon in den 1950er Jahren die Hälfte der Bevölkerung damit einverstanden gewesen wäre. Zimmer dringt auf die Rücknahme von semantischen Veränderungen, was teilweise bereits geschehen ist. Besonders wendet er sich gegen das Trennen von Zusammenschreibungen, diesem Markenzeichen der deutschen Sprache, das semantische Feinheiten ermöglicht (»Die Rechtschreibreformer [...] sollten Schreibungen vereinfachen und nicht Begriffe beseitigen«). Insgesamt entspreche jedoch die neue Regelung mehr der Intuition des Schreibenden.

Ausführlich geht er auf das »zutreffende Wort« nach Flaubert ein, das aus der Sprache Kunst machte. Der genaue Gedanke hüllte sich in die materielle Gestalt des gesprochenen oder geschriebenen Wortes.

Ist das Denken tatsächlich an Worte gebunden? Dass Sprache und Denken zweierlei sind, wissen vor allem Übersetzer. Nabokov, Dürrenmatt und Einstein sprachen vom bildhaften Denken, das durch die Sprache erst präzisiert wird. Dem schließen sich viele Sprachphilosophen an (»propositionelles Denken«). Der Spalt zwischen Gedanke und Ausdruck wurde genauer untersucht und der Verdacht geäu-

bert, dass die Sprache in das außersprachliche Denken zurückwirkt. Ausführlich geht der Autor auf Whorfs These der Sprachrelativität ein. Ein Wort ist ein »optimaler Bedeutungsbrennpunkt«, unscharf an den Rändern und abhängig von der eigenen Erfahrung. Jedes Wort deckt ein ganzes semantisches Feld ab. Da man mit wenigen Lauten beliebig vieles ausdrücken kann, ist die menschliche Sprache von unendlicher Plastizität.

Zimmer vergleicht den Spracherwerb des Kindes mit dem Wachstum eines Organs. Er meint, das Gehirn müsse genetisch vorprogrammiert sein; entwickelt werde es durch spezifische Aufmerksamkeit.

Wie stark eine Sprache ist, sehe man daran, ob sie Fremdwörter »verdauen« kann. Gefährlich seien »heimliche Anglizismen«, die die deutsche Grammatik der angloamerikanischen angleichen. Dass die Sprache das dem Menschen mögliche Denken bestimmt, ist m.E. der interessanteste Gedanke des Buches.

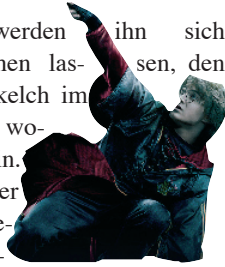
Zimmer schlägt eine systematische Aufnahmeregelung für englische Wörter vor. Füllen sie eine Sinnlücke aus, sollte man sie nicht abweisen. Deutschland sei auch sprachlich ein Einwanderungsland! Wie kleine Persönlichkeiten verhalten sich die fremden Wörter, passen sich an, drängen dem Gastland ihr Wesen auf oder gehen nach einiger Zeit wieder. Schon Jacob Grimm nannte das Englische die künftige Weltsprache aufgrund von »Reichtum, Weisheit und strenger Ökonomie«. Nach Zimmer ist die heutige englische Sprache das Ergebnis einer »tausendjährigen Raffgier«. Er spricht das deutsche Minderwertigkeitsgefühl an, das uns nicht erlaubt, auf eine »deutsche Identität« zu pochen. Ein Trost dabei ist Goethes Ausspruch: »Die Gewalt einer Sprache ist nicht, dass sie das Fremde abweist, sondern dass sie es verschlingt«.

Zimmers Buch, das sich an Germanisten, Deutschlehrer und alle Interessierten wendet, vermittelt mehr Bewusstsein für unsere deutsche Sprache, und ganz nebenbei bereitet die Lektüre höchstes Vergnügen. *Maja Rehbein*

Überanimiert

Harry Potter und der Feuerkelch

Harry-Potter-Fans werden ihn sich natürlich nicht entgehen lassen, den Kampf um den Feuerkelch im Kino. Aber sie werden womöglich enttäuscht sein. Denn die Schauspieler ertrinken neuerdings geradezu in Computeranimationen, und das ist schade, weil sie wirklich etwas zu bieten hätten. Allen voran die Darstellerin von Hermine (Emma Watson), die mit ihrem nervös-anmutigen Minenspiel so überaus treffend die seelischen Untiefen ihres Alters präsentiert, sowie die bewährten Lehrer von Hogwarts, Dumbledore, Snape und die neue Lehrkraft für Verteidigung gegen schwarze Künste, Made Eye Moody. Leider fällt Harry mit seiner stoischen Mine gegenüber seinen Mitspielern etwas ab, was aber dessen Wirkung auf seine Teenyfans keineswegs zu schmälern scheint. Überaus pittoresk diesmal die Abgeordneten der französischen und rumänischen Zauberschulen, die bei ihrem Einzug in Hogwarts charakteristische Tänzen aufführen: die Französisinnen mit bezauberndem Charme, umflattert von bläulichen Schmetterlingen, die Rumänen mit südländischem Furor, knisternde Blitze versprühend. Hier zeichnen sich auch die exotischen Figuren aus, die ihre ausländischen Schüler ins Rennen um den Pokal führen: der düstere Karpatoide Igor Karkarow, der einst den Todessern angehörte, diesen nun aber abgeschworen hat und die riesenhafte Lehrerin der haute *élégance magique*, Madame Maxime. Im Mittelpunkt des diesmaligen Filmes stehen natürlich die beiden Hauptereignisse: das trimagische Turnier und die Wiederkunft des Bösen in Gestalt des Lords der Finsternis. Der Wettkampf mit den Drachen ist für jedes Animationsstudio eine Herausforderung, das hier



meisterlich-spielerisch gemeistert wurde. Wer zweifelt nach dieser Darbietung noch daran, dass der ungarische Hornschwanz kein Geschöpf der Phantasie, sondern ein magischer Zeitgenosse ist? Wie Harry und der Drache durch die gotischen Türme von Hogwarts um die Wette sausen, und der Hornschwanz sich feuerspeierend an den Schindeldächern festkrallt, lässt an Deutlichkeit und Realistik nichts zu wünschen übrig. Die Suche nach den Freunden in der Welt der Wasserwesen führt durch schwingende, tanzende Algenmeere, durchflutet vom schillernden Licht einer kühlen, keltischen Sonne. Die Jagd nach dem trimagischen Pokal im Labyrinth schließlich, der Cedric, einer der Champions zum Opfer fällt, bildet mit dem Kampf Harrys gegen Lord Voldemort gewiss den Höhepunkt des Films, wenn man einmal von der Quidditch-Weltmeisterschaft absieht, die zum Rahmenprogramm des trimagischen Turniers gehört. Angenehm verkürzt wird im Film der allzulange Monolog des schwarzen Lords, der im Buch all seine Untaten wie ein Moritatensänger herunter singt. Leider bekommt man im Kino jedoch gar nichts von den jahreszeitlichen Bezügen der drei Einweihungsprüfungen mit, die Harry mit seinen Konkurrenten durchlaufen muss, steht doch der Drache für den Skorpion, die Prüfung im See für den Wassermann und die Durchschreitung des Labyrinths für den Krebs.

Aber sieht man einmal von der handwerklichen Perfektion ab, muss man doch sagen, dass die Überfülle der Effekte die Schauspieler daran hindert, ihr dialogisches und mimisches Spiel zu entfalten. Hier kehrt ein ähnliches Problem wie bereits bei den Star Wars Filmen wieder: je perfekter die Animationstechnik, um so schlechter kommt das Spiel der Menschen zur Geltung. Sie wirken am Ende nur noch wie puppenhafte Staffagen in einem Computerspiel. Sollte dies die Tendenz der Reihe sein, warum dann nicht gleich vollständig auf menschliche Darsteller verzichten?

Lorenzo Ravagli